

Einige Bemerkungen über die Winterthurer Hafnerei

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahresbericht / Schweizerisches Landesmuseum Zürich**

Band (Jahr): **6 (1897)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-395225>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Einige Bemerkungen über die Winterthurer Hafnerei.

Die Arbeiten der Winterthurer Hafner des 16.—18. Jahrhunderts werden in dem Landesmuseum eine so hervorragende Rolle spielen, dass es gerechtfertigt erscheint, in diesem letzten Berichte vor der Eröffnung einige Worte über diese schöne, leider gänzlich ausgestorbene Kunstindustrie zu sagen, um das besuchende Publikum auf den unerwarteten Anblick vorzubereiten, welchen die Ausstellung der Winterthurer Majoliken bieten wird.

Mit ihren Anfängen noch im sechszehnten Jahrhundert wurzelnd und bis in die Mitte des achtzehnten hinunterreichend, blieb die Winterthurer Hafnerei während des ganzen siebzehnten Jahrhunderts unumschränkte Herrin auf diesem Produktionsfelde in der Ost- und Centralschweiz. Es konnte bei uns nirgends eine ernstliche Konkurrenz gegen sie aufkommen; ja ihr Ruf war so gross, dass trotz der vielen Verkehrs- und Transportschwierigkeiten jener Zeiten die Winterthurer Hafner nach Süddeutschland, nach dem Vorarlberg und in die entlegenen Thäler Graubündens Öfen lieferten. Wie leistungsfähig diese Hafner waren, geht aus der bedeutenden Zahl ihrer noch erhaltenen Werke hervor. Der verstorbene Lokalforscher Dr. A. Hafner hat überdies für das ganze siebzehnte Jahrhundert in Winterthur 38 zünftige Hafnermeister — Gesellen und Lehrlinge nicht gerechnet — nachgewiesen. Um 1674 existierten ihrer zwanzig, zu denen in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts noch 23 hinzukommen, „eine erstaunliche Anzahl, wenn man in Erwägung zieht, dass die gesamte Bevölkerung des Städtchens damals wohl wenig über 2000 Seelen betragen mochte,“ fügt Hafner bei. Die Annahme ist wohl richtig, dass durch diese angestrengte Thätigkeit die Grundlage zu dem späteren bemerkenswerten Wohlstande Winterthurs gelegt wurde. Besonders eingebürgert war das Hafnerhandwerk in den drei Familien Pfau, Erhart und Graf, worunter die erstgenannte von Anfang an die

leitende Stelle einnahm und sie anderthalb Jahrhunderte hindurch behauptete, ein Fall, der unseres Wissens in der Geschichte der Keramik einzig dasteht. Die „Schweizeröfen“, wie sie im Auslande schlechtweg genannt wurden, finden sich jetzt in den meisten kunstgewerblichen Museen und keramischen Privatsammlungen der Nachbarländer sowie in den Schlössern fremder Herren, während in der Schweiz selbst vollständige Exemplare recht selten geworden sind.

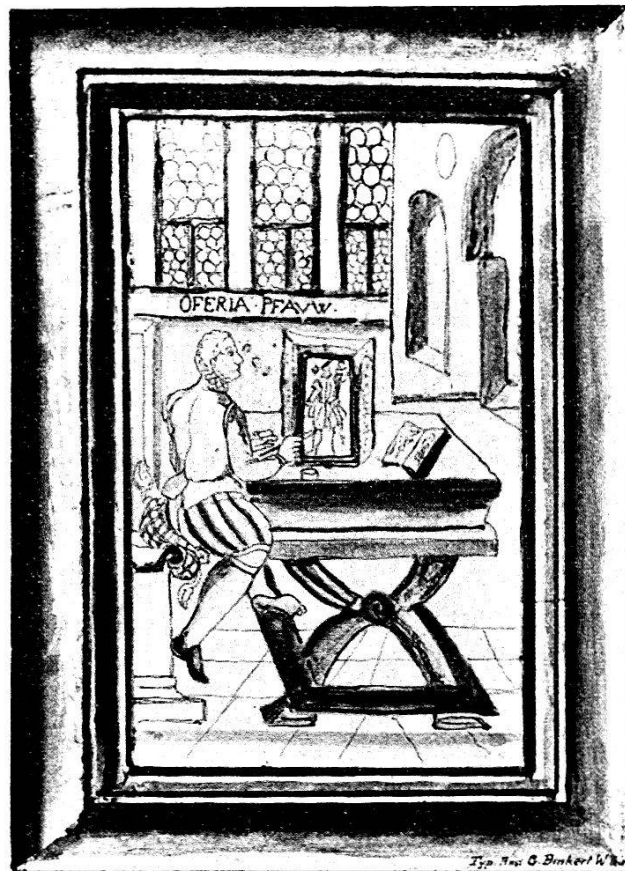
Während bis zur Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die grün-glasierten Relieföfen mit spärlicher Bemalung des Kranzes und einzelner untergeordneter Teile mit Emailfarben in allgemeinem Gebrauch waren, bildete sich gegen das Ende des Jahrhunderts der eigentliche Winterthurer Stil der weiss glasierten, ganz polychrom behandelten, mit Bildern und Sprüchen geschmückten Turmöfen aus, die in Verbindung mit Ofenwand und Sitz zur Hauptzierde des Raumes wurden, für den sie bestimmt waren. Die Herstellung dieser kleinen Bauwerke, deren malerischer Schmuck bald wie eine Bilderbibel, bald wie ein mythologisches Handbuch, bald wie eine illustrierte Schweizergeschichte auf den Beschauer einwirkte und Alt und Jung zur Belehrung diente, wurde zum Monopol der Winterthurer Hafner, dem selbst die Hauptstadt Zürich sich fügen musste. Trotzdem der Bezug gemalter Öfen von Winterthur den Stadtzürchern bei Busse verboten war, wurden dort von den reichern Leuten beständig Bestellungen gemacht; 1632 wurde sogar für die neugegründete zürcherische Stadtbibliothek in der Wasserkirche von den Winterthurer Hafnern ein farbiger Fliesenboden erbeten, und 1699 schenkte der Rat von Winterthur die drei prachtvollen Pfau-Öfen in das neue Rathaus von Zürich. Einer davon befindet sich noch an Ort und Stelle; die beiden andern haben in dem Schweizerischen Landesmuseum eine bleibende Stätte gefunden, wo der eine in dem „Lochmann-Saal“, der andere in dem „Winterthurer-Kabinett“ aufgestellt ist. Thatsächlich blieb Zürich seiner Unterthanenstadt Winterthur in dieser Beziehung ein volles Jahrhundert lang für öffentliche und private Bauten tributpflichtig.

Allein nicht nur auf die Erstellung gemalter Öfen erstreckte sich die Thätigkeit der Winterthurer Hafnerwerkstätten; Hand in Hand damit ging vielmehr eine erst in neuester Zeit nach Verdienst gewürdigte, ergiebige Fabrikation von Gegenständen des häuslichen Gebrauches, wie Schüsseln, Platten, Teller, Krüge aller Art, Giessfässer,

Tintengeschirre, Kalenderrahmen und sogar Hängeleuchter nach dem Muster von in Holz geschnitzten, sogenannten „Lüsterweibchen“. Charakteristisch sind unter diesen Erzeugnissen besonders die grossen runden Schüsseln, die wegen der gewöhnlich darauf vorkommenden heraldischen Dekoration bei uns einfach „Wappenplatten“ genannt werden. Die Zahl dieser Schüsseln muss früher eine erstaunlich grosse gewesen sein; denn es ist kaum eine der noch bestehenden alten Zürcher und Winterthurer Familien zu nennen, deren Wappen nicht auf Winterthurer Platten vorkommt. Der breite Rand solcher Wappenschüsseln ist gewöhnlich mit naturalistisch behandelten Früchten bemalt; daneben kommen auch stilisierte Blumen, Ornamente und figürliche Darstellungen als Randdekoration vor. Anstatt der Wappen in der Vertiefung der Schüssel finden sich häufig Darstellungen aus der biblischen Geschichte, Allegorien, Ansichten und Landschaften; einzelne hervorragende Exemplare sind mit Ornamenten in Relief oder durchbrochener Arbeit verziert. Dass diese dekorativ gehaltenen Schüsseln, die beinahe ohne Ausnahme mit einem Ohr zum Aufhängen versehen sind, ursprünglich schon als Zimmerschmuck dienten, ist aus alten Handzeichnungen und Stichen ersichtlich, welche Interieurs des 17. Jahrhunderts wiedergeben und Winterthurer Wappenplatten, an der Wand hängend oder auf dem Büffet stehend, zeigen. Henkelkrüge in allen möglichen Formen und Dekorationsweisen wurden von den Winterthurer Hafnern den in Deutschland und den angrenzenden Ländern stark verbreiteten rheinischen Steinzeugkrügen mit solchem Erfolg entgegengestellt, dass letztere in der Ostschweiz nur selten angetroffen werden. Wie die gleichzeitigen Glasgemälde sind die kleinern Produkte der Winterthurer Keramik mit ihren Wappen, Familiennamen und figürlichen Darstellungen aufs innigste mit dem damaligen Kulturleben verwachsen, was sie, abgesehen von der künstlerischen Seite, für den Forscher sehr anziehend macht. Winterthurer Wappenplatten und Krüge dienten häufig als Geschenke an Freunde, was die auf verschiedenen Exemplaren in der Sammlung des Landesmuseums enthaltenen Widmungen bezeugen; sie fanden also eine ähnliche Verwendung, wie in allgemeinerer Weise die Glasmalereien. Die zunehmende Wertschätzung, welcher sich diese bei uns lange verkannten und im Auslande unter falscher Flagge segelnden Erzeugnisse altschweizerischen Kunstfleisses endlich zu er-

freuen haben, hat denn auch durch die rasch steigenden Preise auf den Kunstauktionen der letzten Jahre eine glänzende Bestätigung erfahren.

Die beigedruckten Abbildungen sollen einen Begriff von der Mannigfaltigkeit und technischen Vollendung der Werke der Winterthurer Hafnerei geben. Eine davon gewährt zugleich einen hübschen Einblick in die Art und Weise des Schaffens jener Meister. Es ist dies die



Reproduktion einer Kachel von einem Ofen von Ludwig Pfau vom Jahre 1610, dessen ursprünglicher Standort nicht mehr bekannt ist. In gemütlicher, durch drei hohe Butzenfenster erhellter Stube sitzt der Ofenmaler allein an einem Tisch. Auf diesem steht die Kachel, und der Meister ist eben im Begriffe, sie nach einem danebenliegenden Musterbuch mit der Kostümfigur eines Zeitgenossen zu bemalen. An der Wand unter dem Fenster steht in grossen Buchstaben geschrieben: OFERIA PFAVW, was wohl heissen soll „Oferei Pfau“. Wir haben es also mit einer der Malstuben der Familie Pfau zu thun.

Nicht in dumpfigen, überfüllten Werkstätten arbeiteten die wackeren Ofenmaler, sondern einzeln, in hellen, behaglichen Stuben, wie wirkliche Künstler, was sie auf ihrem Gebiete auch unstreitig waren.

Die beiden abgebildeten Schüsseln, die wie die Kacheln in dem keramischen Kabinett des Landesmuseums ausgestellt sind, haben ebenfalls direkten Bezug auf Winterthur selbst. Die eine, von ungefähr 1580, zu den ältesten und besten derartigen Werken gehörend, welche auf uns gekommen sind, zeigt in einer aus Frucht- und Blumenranken, Muscheln und Medaillons gebildeten Reliefumrahmung die Ansicht der Stadt Winterthur, welche der Stumpf'schen Chronik entnommen zu sein scheint. Die andere ist offenbar ein Hochzeitsgeschenk, das ein Mitglied der Familie Pfau für seine Tochter oder Schwester Susanna Pfau im Jahr 1658 anfertigte. Nach Art der italienischen Majoliken ist die ganze Schüssel mit der Geschichte ihrer Namensschwester im alten Testament bemalt und die Inschrift: „Exempel Ehlicher Keuscheit“, sowie der gereimte Spruch unter dem Bilde lassen keine Zweifel über die Bestimmung dieses Prachtstückes aufkommen.

Eine Frage, die sich von selbst aufdrängt, ist die, wann und aus welchen Gründen der Verfall der Winterthurer Hafnerei eingetreten ist. Über diesen Punkt herrscht noch ziemliche Unklarheit. Von einem Verfall im gewöhnlichen Sinne des Wortes kann übrigens kaum gesprochen werden, wenigstens in technischer Beziehung nicht. Die Werke der letzten Hafner und Maler der Familie Pfau sind in ihrer Art so vollkommen wie diejenigen des ersten berühmten Ludwig Pfau; sie sind nur den veränderten Anschauungen der Zeit angepasst. Mit Hans Heinrich Pfau, dem dritten dieses Namens, scheint gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts der alte Glanz der Winterthurer Keramik zu erlöschen und die Industrie von der Stadt wegzuziehen. Der ausserordentliche wirtschaftliche Aufschwung der Schweiz im 17. Jahrhundert während des dreissigjährigen Krieges, der zur Errichtung zahlreicher Bauten zu Stadt und Land führte, hatte längst einem Stillstand Platz gemacht. Bestellungen wurden von 1700 an immer seltener, und die Winterthurer Hafner fanden je länger je weniger Gelegenheit, ihre Kunst auszuüben. Zudem war seit Beginn des 18. Jahrhunderts in Steckborn eine gefährliche Konkurrenz entstanden, ebenso in der Stadt Zürich, in welcher von jeher grosse Eifersucht auf die Winterthurer Hafner geherrscht hatte, und am Zürichsee, wo geschickte Hafner die



einfach blau bemalten Öfen rasch in Aufnahme brachten. Letztere Dekorationsweise entsprach dem Geiste der Zeit besser, und der einzige bedeutende Winterthurer Ofenmaler, der neben und nach dem letzten Heinrich Pfau noch erscheint, David Sulzer, beschränkte sich ebenfalls bald auf die einfach blaue Bemalung.

